

**Bezugspreis**  
 für Halle vierteljährlich 2,50 M., durch  
 die Post 3 M., monatlich 1 M.,  
 einmonatlich 1 M.,  
 ohne Postgeb.  
 Bestellungen werden von allen Reichs-  
 postanstalten angenommen.  
 Für die Redaktion verantwortlich  
 J. B.: Otto Fendel in Halle.  
 Fernsprechverbindung mit Berlin und Leipzig.  
 Kutschg.-Nr. 176.

# Saale-Zeitung.

(Der Bote für das Saalthal.)

**Anzeigen**  
 werden die Spaltezeit oder deren Raum  
 mit 20 Pfg. folge aus Halle mit  
 10 Pfg. berechnet und in der Expedition,  
 von unseiner Anzeigenstellen und allen  
 Anzeigen-Verordnungen angenommen.  
 Beklaute die Zeile 50 Pfg.  
 Erscheint täglich  
 mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage!  
 (Der Nachdruck unserer eigenen Artikel ist nur  
 mit voller Quellenangabe gestattet.)

Dreißigundzwanzigster Jahrgang.

Nr. 276.

Halle a. d. Saale, Sonntag den 24. November

1889.

**Unsere auswärtigen Leser**  
 machen wir wiederholt darauf aufmerksam,  
 daß unsere Zeitung von jetzt ab Sonn-  
 abends zweimal versendet wird und die  
 zweite Verendung Sonntags früh am Be-  
 stellungsorte zur Ausgabe gelangt.

## Die Expedition.

### „Ein dunkler Punkt.“

Die Waldsee-Expedition hat ein spätes, aber pflögliches Ende  
 gefunden, nachdem sie noch kürzlich in dem Bericht des in  
 London erschienenen „Standard“ über die Unternehmung des  
 Herrn mit dem deutschen Reichsanzler umhergereist hatte.  
 Herr Eugen Richter, dessen führende und rücksichtslose  
 Impetuosität seinen Parteigenossen schon manche Unbequem-  
 lichkeit bereitet hat und dessen persönliche Angriffskraft nicht  
 nach jedemfalls Geschmach ist, hat sich diesmal ein nicht ge-  
 ringes Verdienst um unsere politische Moral erworben, als er  
 die Waldsee-Frage zur Sprache brachte.

Es war bei der Beratung des Etats des Auswärtigen  
 Amtes, als Herr Richter an den zuständigen Staatssekretär  
 Grafen v. Bismarck die folgende Anrede richtete, ob denn  
 wirklich der Chef des Generalstabes darauf ausgeht, die aus-  
 wärtige Politik des Herrn Reichsanzlers zu frezen oder  
 irgend einen Einfluß höheren Ortes zu streben in einer anderen  
 Richtung als diejenige ist, die der Politik des Herrn Reichs-  
 anzlers in auswärtigen Dingen entspricht.“ Bevor Graf  
 Bismarck noch antworten konnte, hatte sich der Kriegsminister  
 v. Bredt zu Verneis erhoben, den wie er selbst sagte, nur  
 der Zufall in den Reichstag geführt und der nun froh schien,  
 die Gelegenheit zu einer offenbar längst erwünschten Erklärung  
 zu finden. Er gab diese Erklärung in sehr energischem Ton  
 ab und Graf Bismarck, der sich ihm „aus vollem Herzen“  
 anschloß, konnte nur noch erklären, „daß unsere auswärtige  
 Politik Se. Majestät der Kaiser leitet, der den Rath von  
 denen nimmt, welche dazu berufen sind.“

Als einen „dunklen Punkt“ in unserer Presse hat der  
 Kriegsminister die Waldsee-Frage bezeichnet, und er hat das  
 Vorgehen dieser Presse — mit gleichgültig, welcher Partei sie  
 angehört — wiederholt „frivol“ genannt. Der laute Beifall,  
 welcher Herrn v. Bredt für seine mahnhaften Worte beehrte,  
 wird im deutschen Volke keinen Widerspruch finden, denn mehr  
 als das etwas schwächliche Postscriptum des Grafen Herbert  
 Bismarck ist dieses selbständige Eintreten für die politische  
 Redlichkeit der höchsten militärischen Autorität dazu geeignet,  
 dem moralischen wahren Willen Kern endlich ein Ziel zu  
 setzen. Es ist unabweisbar vor dem Deutschen Reichstage selb-  
 gestellt worden, daß man und die ganze lange Zeit hindurch  
 in frivolster Weise belogen und betrogen hat und daß die  
 sämtlichen „Waldsee-Artikel“ nur den Wert eines  
 politischen Weisheitsbrotens für die reifere Jugend hatten.

Es ist gut, daß wir darüber nun klar sind; aber der Fall  
 ist damit nicht erledigt und die unabhängige Presse wird die  
 Ehrentypen haben, dafür zu sorgen, daß in Zukunft nicht  
 mehr ähnliche Vorkommnisse den guten Ruf der deutschen  
 Publizistik im Innern wie nach Außen hin beeinträchtigen und

schänden. Herr v. Bredt hat recht: Hier ist ein dunkler  
 Punkt, und es wird sehr nötig sein, ihn aufzuklären. Wir  
 haben manchen groben Unfug der offiziellen Presse in der  
 letzten Zeit erlebt, aber die Thatfache, daß der Chef des  
 Generalstabes vor Deutschland und Europa wieder und immer  
 wieder als Friedensfreund und Stützpunkt der Bismarck'schen  
 Politik hingestellt, daß ihm die niedersten Ehrgeiz-  
 motive untergeschoben werden konnten, jedoch im Aus-  
 lande das Vertrauen auf die sicheren Grundlagen der  
 deutschen Friedenspolitik zeitweilig arg erschüttert ward: diese  
 Thatfache dürfte am Ende doch einzig daselbst. Denn —  
 das ist der springende Punkt der ganzen trübigen Angelegenheit —  
 die Angriffe gegen den Grafen Waldsee stammten, wie Herr  
 Richter mit Recht hervorheben durfte, aus solchen Presseorganen,  
 „von denen es notwendig ist, daß sie der Regierung, beziehungsweise  
 den Presseorganen, weißes Papier für ihre Publikationen zur  
 Verfügung stellen.“

Benutzen des Auswärtigen Amtes ist nun die künftige  
 Erklärung erfolgt, daß man dort von verhängnisvollen  
 Seiten nichts wissen will und daß man an übertriebene  
 politische Aspirationen des Generalstabes nicht glaubt.  
 Das ist vortrefflich, aber die Frage bleibt eine offene, warum  
 man nicht bei Zeiten mit einem aufklärenden Wort eingegriffen  
 und dem ganzen Lärm ein schnelles Ende bereitet hat. An  
 Raum fehlt es doch nicht für die Emanationen der Feder  
 unserer Politik, und indem man diesen Raum zu haltlosen  
 Verdächtigungen mißbrauchen ließ, trug man selbst zur Irre-  
 leitung des öffentlichen Urteils bei. Lange Zeit war in Deutsch-  
 land und außerhalb die Meinung verbreitet, es habe wirklich  
 ein Kampf auf Leben und Tod begonnen zwischen der höchsten  
 politischen und militärischen Autorität unseres Vaterlandes.  
 Der dadurch angerichtete Schaden ist durch die veripäet nach-  
 sehende Erklärung des Herrn Grafen von Bismarck nicht  
 wieder gut gemacht.

Der Ausruf der homburger Blätter, der Schmerz-  
 säher der modernen Kältern, der Gaukelei-Artikel der Nord-  
 deutschen und der begleitende Schorn's Ausruf und Heister's  
 Presseorgane — das alles ist nun hinwiegend geworden. Aber  
 hat den Kern veranlaßt? Über Beträge juckt bebauernd die  
 Achseln. Ich war es nicht. Aber haben also die Thatfache zu  
 konstatieren, daß im neuen Deutschen Reich ein lang andauernder,  
 planvoll und schon organisirter Pressekrieg gegen den Leiter  
 unserer Generalstabes insgeheim werden kann — von den  
 mäßigen oder ägerlichen Redaktionen governmentaler  
 Blätter; wir haben zu konstatieren, daß Monate vergehen  
 können, ohne daß man diesem groben Unfug ein deutliches  
 „Quos ego!“ entgegenbringt, und daß erst die Anfrage eines  
 oppositionellen Abgeordneten nötig ist, um dem fälschlich An-  
 geschuldigten die längst erwarteten Ehrenerklärungen von zu-  
 ständiger Seite zu sichern. Die Macht der Verleumdung kann  
 nicht drastischer illustriert werden. Und, man darf auch das  
 nicht vergessen, es handelt sich hier um einen Mann, der durch  
 sein Vertrauen und die Fremdschaft seines kaiserlichen Kriegs-  
 herrn in bewandert orientirter Weise ausgeschieden worden ist.  
 Wäre Kaiser Wilhelm minder selbständig und fremden Ein-  
 fluß weniger unangenehm, als er es in Wirklichkeit ist, wer  
 möchte die Konsequenzen dieses Verleumdungskrieges ernstlich  
 erwägen? War doch in so geheimer Weise auf die öffentliche Stimmung  
 gewirkt worden, daß der Sturz des Grafen Waldsee zu  
 einer bestimmten Zeit von dem Befehl aller Friedensfreunde  
 begleitet worden wäre.

Auch aus diesem „dunklen Punkt“ auch aus diesem traurigen  
 Kapitel von der politischen Moral kann man etwas lernen:

das verachtungsvolle Mißtrauen gegen jede Art von anonymem  
 Verleumdung und insbesondere gegen die gewerbsmäßige  
 Fälschung der öffentlichen Meinung — von Seiten der offiziellen  
 Presse. Wer einmal liest, den plant man nicht, hat ein  
 altes und dennoch wahres Sprichwort. Der Herr der Presse  
 in der modernen Zeit ist ein hoher und heiliger, dem er dient  
 der Volksaufklärung und der Wahrheit. Der Herr aber ist ein  
 Abtrünniger und ein Verbrecher an dieser Kulturmission, der  
 für äußerliche Vorteile irgend welcher Art seine Verleumdung  
 beugt und beugt zu schleichlichen Zwecken. Mit empörter Ent-  
 zündung sollte die ehrliche Journalistik die erlankten Presse-  
 bedienten aus ihren Reihen scheuchen. Die offizielle Presse ist  
 eine Erbschaft aus napoleonischen Tagen, und wenn wir nicht  
 wollen, daß gegen die Reichsregierung ein tiefgreifendes Mißtrauen  
 im Volke um sich greift, müssen wir bei jedem Anlaß  
 auf die Abschaffung dieser gefährlichen und schädlichen Insti-  
 tution bringen. Einweilen wird man gut thun, nur den  
 Anstellungen des offiziellen „Reichsanzeigers“ Glanzen zu  
 scheuchen, die übrigen angeblich oder wirklich governmentalen  
 Blätter aber mit der ihnen gebührenden Beachtung zu  
 betrachten als Berufsverleumder und politische Verun-  
 bergiger.

## Politische Uebersicht.

Die heute uns vorliegenden näheren Nachrichten über Emin  
 Pascha und Stanley bringen noch allerlei interessante  
 Einzelheiten. Die londoner Ausgabe des „Newport Herald“  
 enthält den Wortlaut des Schreibens, das Stanley am 11. d.  
 aus Mpouana an den britischen Konsul in Sanjibar richtete.  
 Es heißt darin u. a.:

Bei einer Mission, die am 9. November abgegangen wurde,  
 zählte Stanley Expedition noch 750 Personen, darunter 294  
 Leute Emin, unter diesen 50 Kinder, meist Waifen egyptischer  
 Soldaten. Außer den früher genannten Wäfen befinden sich  
 im Zuge noch Emin's Tochter und Gerault, welcher eben so  
 seine Wäfen mit der algerischen Mission ist. Unter Emin's  
 Offizieren sind Bekie der Aequatorialprovinz und der Major  
 des zweiten Bataillons. Seit dem Verlassen des Victoria  
 Nyanza sind 18 Leute Emin's Walch's gestorben. Ein Sanja  
 darite wurde während einer Verhandlung mit einem  
 einheimischen Hünne getödtet. Die Schwierigkeiten des  
 Marsches nahmen gegen Ende an, weil die Waife der  
 Träger von Hängebetten mit dem Kranken immer länger  
 wurde. Viele Kranke fielen über 1500 km weit über  
 ein Gebirge nach dem andern getragen worden, rechts und links  
 in den Hängebetten starben. Die 75 Jahre alte Mutter eines  
 Bekie's starb in solcher Weise. In Nord-Umtama, südlich vom  
 Victoria-Nyanza, fanden vier Tage lang aufwendige Kämpfe  
 mit den Eingeborenen statt, welche Emin's Leute für Kanonballen  
 hielten. Ein Versuch, dieelben eines Besseren zu belehren,  
 verurachte ein wütendes Gerantürmen der Eingeborenen,  
 wobei viele getödtet wurden. Stanley wurde davon unter-  
 richtet, daß auf dem Wege nach der Küste über Einbauene  
 seiner ungefähre 150 km östlichwärts von Mpouana gelegene  
 Station im Lande Umani) Ueberfluß an Nahrungsmitteln  
 vorliegt; er entschied sich für diese Route, da, was die Gefahr  
 eines Angriffs durch die Eingeborenen betrifft, ein Weg lo-  
 schick ist wie der andere. Stanley schließt, indem er erzählt,  
 daß er und Emin die für die Afrischerkundung wirklich werth-  
 volle und unerwartete Entdeckung gemacht haben, daß der  
 Victoria-Nyanza sich nach Südwesten viel weiter erstreckt als

## Friedhof und Grabheine.

Die Klage, daß sich Nothpeit und Ungleichheit in der Kunst  
 auf christlichen Friedhöfen, insbesondere auf denen Nordwesten-  
 lands, breit macht, ist nicht neu, obwohl Fachgelehrten,  
 welche künstlerische Interessen verfolgen, versucht haben,  
 besseend einzuwirken; doch ist damit die Kernfrage nicht  
 gelöst.

Der Versuch, einen neuen Weg einzuschlagen, der geistlicher  
 wirken könnte, soll hiermit gewagt werden. Bevor wir aber  
 an erprobliche Lösung eingehen, machen wir einen kurzen  
 geschichtlichen Gang über die Grabstätten älterer und neuer  
 Zeit, den der Bayern (1866) einmal Professor Friedrich  
 in der Singulardemie in Berlin vorgelesen hat.

Grothe erzählt uns in seiner interessante Reise 1786 aus  
 Verona, wo er eine Sammlung alter Grabheine sah, wie  
 herrlich und rührend die Alten das Leben auf beschreiben aus-  
 gestellt haben: „da sei ein Mann, der neben seiner Frau aus  
 einer Niße wie aus einem Fenster herausblies; da stehen  
 Vater und Mutter, den Sohn in der Mitte, einander mit  
 mannsprecherischer Natürlichkeit anblickend; hier reicht sich ein  
 Paar die Hände; hier ein Vater, aus einem Aufbette liegend,  
 von seiner Familie umherfallen wird; hier ein gekränkter  
 Mann, der eine frohliche Auserlesung zu erwarten scheint.“  
 Der Künstler hat mit mehr oder weniger Geschick nur die  
 einfache Gegenwart der Menschen hingestellt, ihre Existenz da-  
 durch fortgesetzt und bleibend gemacht. Sie saßen nicht die  
 Hände, schaueten nicht in den Himmel, sondern sie sind hie-  
 niden, was sie waren und sind. Sie stehen bestimmten,  
 nehmen Antheil aneinander, lieben sich, und das ist in dem  
 Steine, sogar mit einer Handwerksmäßigkeit, allerliebst aus-  
 gedrückt.“ Grothe sagt: „wir war die unmittelbare Gegen-  
 wart dieser Steine höchst rührend. Sie sind zwar von  
 späterer Kunst, aber einfach, natürlich und höchst an-  
 sprechend.“

Dieses Interesse, das Grothe vor nunmehr 100 Jahren  
 an den späteren Kunstwerken des Alterthums hegte, müßte,  
 nachdem sehr viel bessere Bildwerke dem Erdhoben von  
 Griechenland abgerungen sind, notwendig auch lebhafter ge-

worden sein, nachdem die Kunstgeschichte populär und das  
 Kunsthandwerk liberal gefördert ist. Das Interesse scheint  
 aber mehr oder weniger bei den Kunstgelehrten allein vor-  
 handen zu sein, denn unsere Friedhöfe geben keine oder doch  
 nur wenige Beweise dafür.

Die Grabheine der Griechen sind uns erst durch die  
 Ausgrabungen in unserem Jahrhundert bekannt geworden, eine  
 stattliche Reihe ziert bereits unsere Museen, und manches  
 schöne Stück wird seiner Auserlesung noch gewärtig sein.  
 Das Berliner Museum besitzt die reichste und schönste Aus-  
 wahl, wenn auch Handwerksmäßigkeit darunter ist. Die Um-  
 gegend von Athen war vorzugsweise reich an Funden. Die  
 Ausgrabungsstellen waren auch nicht eigentliche Friedhöfe in  
 unserem Sinne, sondern geräumte Plätze mit unfruchtbarer  
 Boden, an Sandhügeln und den Außenseiten der Stadt-  
 mauern gelegen.

Es scheint ägyptische Sitte gewesen zu sein, einen gemein-  
 samen Platz zur Bestattung der Toten, den die Straße herum-  
 zulegen; es war eine schöne Sitte, denn heute verietet die  
 Gesundheitspolizei Begräbnisse in der Stadt, sie sollen weit  
 außerhalb derselben liegen, und dieses immer mehrere  
 hinausrücken dürfte auch als ein Grund anzusehen  
 sein, daß wir den Körperplatz auf unserer Toten nicht  
 mehr so ehren wie früher, da man das Grabmal  
 unmittelbar an die Kirchenmauer oder nicht weit  
 davon entfernt anbrachte.

Der Erdhölige ist wohl bei allen Völkern das älteste  
 Denkmal gewesen, und ein Stein, auf demselben aufgerichtet,  
 noch ein besonderes Zeichen, dem allmählig auch Symbole hin-  
 zugefügt wurden. Homer läßt den Schalten Elenors, eines  
 Gefährten des Odysseus, beim Totenopfer sprechen:

„Geh mit dem am Gefinde des großen Meeres ein  
 Grabmal,  
 Daß die Enkel noch hören von mir unglücklichen Manne!  
 Dieses richte mir aus und pflanz' auf den Hügel  
 das Grab,  
 Welches ich lebend gestiftet in meiner Fremde Gesellschaft.“

Derartige Symbole haben sich durch das ganze Alterthum  
 erhalten. Da finden wir neben der Inschrift ein Arbeits-

zeichen, eine Spindel, Kamm, Spiegel oder Schüssel; Sym-  
 bole also, welche die Hausfrau kennzeichnen. Auf Gräbern  
 gefallener Helden ruht der Löwe, und heute noch sieht der  
 Löwe von Gharona auf seiner alten Stelle. Wenn auf einem  
 Grabstein ein Stabe oder ein Mädchen mit dem Wasserzug  
 gebildet ist, so ist derselbe der eines Unverheirateten, denn  
 das Wasserholen war das Amt der Ledigen. Das Weiswasser  
 für den Tempel, das Wasser für das Hochzeitsbrot mußte von  
 Knaben und Mädchen geholt werden, und selbst die Königs-  
 tochter sehen wir zu Quelle gehen; ein Gebrauch, welcher der  
 dichtenden Phantasie des Volkes zu den lieblichsten Erzählungen  
 in Wort und Bild Veranlassung gegeben hat.

Ein anderes Symbol ist die Urne; ursprünglich als Nischen-  
 behälter gebräuchlich, wurde sie später ein decorativer Schmuck  
 der Grabheine, und neben derselben finden wir auch das Bild  
 einer Sirene, die als Sängerin von Trauerliedern wie ein  
 Symbol der Klage um den Todten aufzufassen ist.

Mit der Entwicklung der Kunst entfallen sich allmählig  
 weiter ausgeführte Darstellungen; um 500 schon stellte man  
 den Verstorbenen selbst auf dem Grabstein dar, in irgend einer  
 charakteristischen Handlung begriffen. In der älteren Kunst  
 häufig sitzende Figuren — wie den Hirten — in beinerer  
 Museum. In der Mitte der Kunst aber einfaltete die Figur  
 durch eine charakteristische Handlung ihr inneres Wesen und  
 gewinnt an Interesse und Wärme für das Gemüth. Den  
 Krieger sehen wir eine Helmbreit vollbringen, vom Hof herab  
 verlegt er dem dahinsinkenden Feinde den Todesstoß. Frauen  
 spinnen, Jünglinge lesen in der Schriftrolle oder salben sich  
 zum Kampfsiele die Glieder oder reinigen sie mit dem Schab-  
 eisen. Das Mädchen spielt mit der Puppe oder loht mit ihrem  
 Taubchen. In seiner Hand hält trauernd der Knabe den  
 todtten Vogel, mit dem er im Leben gespielt. Erst später ver-  
 verlieren die Werke an Poesie, wenn wir den Handwerker in der  
 Werkstatt, den Arzt beim Kranken sehen. Aber überall treten  
 wir für Alter und Geschlecht charakteristische Lebensverhältnisse  
 entgegen voll garter und uniger Poesie: Schaffbrüder sitzen  
 trauernd an einem Tische, verlassen von den Kameraden, fern  
 von der Heimat.

Auch ganze Familienbilder stammen aus der Zeit; sie geben





